Über die Unterstützung geflüchteter Juden durch die Pfarrhauskette 1943

Von Hermann Diem

Aber inzwischen war die Judenfrage längst – mit oder ohne die schweigende Kirche – zu einem höchst praktischen Problem der einfachen Lebensrettung geworden. Viele einzelne Christen haben den Juden geholfen. Hier ist vor allem das Büro Grüber in Berlin zu nennen, das vielen Juden zur Ausreise verhalf. Seine Arbeit geschah zunächst noch einigermaßen „legal“ und konnte auch mir in einigen Fällen helfen. Aber sehr bald sah die Partei darin eine Umgehung ihrer „Endlösung“ der Judenfrage, und Grüber wurde in das Konzentrationslager nach Dachau verbracht.

Es erscheint hinterher schwer verständlich, wie – abgesehen von der steten Bedrohung durch die Gestapo – bei jedem Eintreten für die Juden die Frage der „Legalität“ vielen unter uns zu schaffen machte, das heißt, ob es uns als Christen erlaubt sei, gegen die staatlichen Gesetze zu verstoßen. Das herrschende Verständnis von Römer 13 durch die „lutherische Lehre von den zwei Reichen“ war erstaunlicherweise für viele Christen ein schwer zu nehmendes Hindernis. Ich erinnere mich an eine Zusammenkunft in Berlin: Viele Juden waren bereits „untergetaucht“. Um ihnen zu helfen, mussten Lebensmittelkarten gedruckt, Pässe gefälscht werden usw. Aber auch solche unter uns, die jedes persönliche Opfer und Risiko auf sich zu nehmen bereit waren, scheuten vor diesem aktiven Schritt in die „Illegalität“ zurück. Und als Karl Barth schrieb, dass man nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sei, die Gestapo anzulügen, fand man das in unseren eigenen Reihen weithin unmöglich.

Ich will wiederum nur beispielhaft an dem, was ich selbst erlebte, die Schwierigkeiten aufzeigen, mit denen wir es zu tun hatten. Mein Freund Kurt Müller, Pfarrer der Reformierten Gemeinde in Stuttgart, organisierte mit seiner Frau ein System, um die aus Berlin geflüchteten Juden in verschiedenen Pfarrhäusern unterzubringen. Sie wurden als „Bombenflüchtlinge“ getarnt, mussten aber vorsichtshalber alle 14 Tage das Quartier wechseln. So kam zu mir in mein Pfarrhaus aus Berlin die Frau eines jüdischen Kantors mit zwei Buben von sechs und acht Jahren. Ihr Mann war kurz vor Kriegsausbruch nach England ausgewandert, konnte die Familie aber nicht nachkommen lassen. Der Bürgermeister, den ich eingeweiht hatte, stimmte zu, sie wieder „auftauchen“ zu lassen, sie polizeilich anzumelden und die Kinder in die Schule zu schicken. Die vorgeschriebene Rückmeldung nach dem bisherigen Wohnort Berlin sollte unter falscher Adresse geschickt werden, so dass sie als „Irrläufer“ nie ankommen würde.

Am Tag nach dieser Verabredung mit dem Bürgermeister erhielt ich aus Stuttgart die Nachricht, dass die Gestapo auf Grund eines anonymen Briefes aus Berlin meinen Gästen auf der Spur sei. Leider muss ich annehmen, dass die Frau jene Anzeige selbst verschuldet hat. Trotz des dringenden Abratens meiner Frau schrieb sie einen Brief an eine, wie sie sagte, „durchaus vertrauenswürdige“ Person in Berlin. – Meine Freunde und ich haben es wiederholt erlebt, dass unsere Gäste sich in einer Weise unbesonnen exponiert haben, ohne Verständnis dafür, wie sie dadurch sich selbst und ihre Gastgeber in Gefahr brachten. – Ich hatte vor der Polizei noch einige Stunden Vorsprung, konnte sie aber nicht nützen, da ich für die Familie keine Unterkunft wusste. So musste ich der Frau sagen, was ihr bevorstand. Ich wurde auf das Rathaus zur Vernehmung gerufen. Währenddessen wurde die Frau abgeholt und in den Ortsarrest gebracht. Die Kinder weinten die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen begleiteten meine Frau und ich die Kinder zum Bahnhof, wo die Mutter in Begleitung eines Polizisten auf sie wartete, der sie nach Stuttgart transportieren musste. Das Wiedersehen mit den Kindern war erschütternd. Meine Frau und ich brachten sie noch in den Zug, wo ich nichts mehr tun konnte, als sie mit dem Segen Aarons zu verabschieden – demselben Segen, den ich jeden

Sonntag über meine Gemeinde sprach und doch niemandem von ihr zumuten konnte, die Flüchtlinge zu verstecken. Auf das Verstecken geflüchteter Juden stand Todesstrafe. Die Spuren der Familie konnte ich hinterher nur noch auf dem Weg nach Auschwitz verfolgen. Es hat mich lange beschwert, dass ich die Polizei bei ihrem – angeblichen – Glauben ließ, dass ich nicht gewusst hätte, dass die Frau eine Jüdin war. Aber was war, hinterher gesehen, „richtig“?

Die letzte Bitte der Frau, ihrem Mann Nachricht zu geben, konnte ich nicht erfüllen. Er selbst fand nach dem Krieg heraus, dass sie zuletzt bei uns war. Als ich 1949 nach New York kam, wo er als Rabbiner einer streng orthodoxen Gemeinde lebte, war mein erster – und schwerster – Gang zu ihm.

Natürlich wurde die Sache in meiner Gemeinde bekannt und erregte großes Aufsehen. Aber da die örtlichen Instanzen mich gegen die Gestapo zu decken versuchten, ging man, abgesehen von den immer stärker werdenden Protesten in den Parteiversammlungen, nicht gegen mich vor. Ich benützte den ohnehin fälligen Sommerurlaub – es war im August 1943 –, um zunächst zu verschwinden und dabei zugleich eine andere Angelegenheit in unserer Hilfsaktion für die Juden zu erledigen. Einer unserer Freunde, der Verleger Walter Classen in München, brachte geflüchtete Juden im bayerischen Oberland unter und organisierte zugleich einen Fluchtweg nach der Schweiz.

Für diesen Fluchtweg war ein Relais gebildet worden, in dem nach alter Verschwörertaktik, in die wir uns allmählich eingearbeitet hatten, jeder Posten nur die Adresse seines Vordermannes kannte. Ich erhielt in jenen Tagen die Nachricht, dass der letzte Posten in Nauders, an der Dreiländerecke, von wo aus die Flüchtlinge über das Engadin von Südtiroler Bergführern nach der Schweiz gebracht wurden, nicht mehr antwortete. Das hatte ich aufzuklären. Ich wusste nur den Namen und die Hausnummer: Franziska Wagenblast in Nauders Nr. 15. Meine Frau ließ ich in Serfaus zurück, wo wir mit einigen Freunden die Ferien verbrachten, und machte mich in Bergsteigerausrüstung auf den Weg. In drei Tagen hoffte ich zurück zu sein.

Die Sache wurde dadurch noch schwieriger, dass die Gegend als Fluchtweg bekannt war und auch viele Einheimische, die als Soldaten in Urlaub kamen, dort über die Grenze gingen. Ich wurde dauernd von der Grenzpolizei kontrolliert, blieb aber unbehindert, obwohl – oder weil? – in meinem Wehrpass, mit dem ich mich auswies, mein Beruf als Pfarrer stand. In Nauders suchte ich das betreffende Haus und quartierte mich im gegenüberliegenden Gasthof ein, um zu beobachten, wer in dem Haus aus- und einging. Viel zu sehen bekam ich aber nicht. Im Erdgeschoss war ein Friseurgeschäft, das geschlossen war. So ging ich in die Wohnung hinauf unter dem fadenscheinigen Vorwand, ich brauche etwas Fett für eine kleine Brandwunde an der Hand, die durch einen abgesprungenen Zündholzkopf entstanden war. Dann blieb ich einfach sitzen und mischte mich ins Gespräch mit der Familie und einigen Südtirolern, die zu Besuch da waren. Ich wollte warten, bis der Besuch wegging, und versuchte indessen festzustellen, wer die von mir Gesuchte sein könne. Aber als nach zwei Stunden der Besuch immer noch nicht ging und mein unmotiviertes Sitzenbleiben peinlich zu werden begann, folgte ich einer älteren Frau, in der ich die Gesuchte vermutete, als sie aus der Türe ging, und sprach sie an: Ich hätte ihr Grüße zu bestellen von jener Frau, die zuletzt bei ihr gewohnt habe. Sie erschrak heftig, doch ich beruhigte sie, ich käme nicht von der Gestapo. Sie konnte nur noch sagen: „Kommen Sie heute Nacht um 12 Uhr wieder.“ Ich ging. Als ich in der Nacht kam, fand ich eine ganze „Verschwörerclique“ versammelt, von dem abgesetzten Landrat von Landeck bis zu den Südtirolern, die nach dem kurz zuvor erfolgten Sturz Mussolinis Morgenluft witterten. Franziska Wagenblast freute sich, dass jener Frau die Flucht gelungen sei. Aber die Gestapo habe herausgebracht, dass sie bei ihr gewohnt habe, und seither werde sie streng bewacht und könne nichts mehr in unserer Sache tun.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als am anderen Morgen selbst ins Gelände zu gehen, um Fluchtmöglichkeiten auszukundschaften, mich mit den Grenzposten anzubiedern, die mir bereitwillig die Wege ihrer Patrouillen zeigten. Ich fand auch einen möglichen Weg, trotz der breiten Sperrzone, über den dort niedrigen und leicht zu durchwatenden Inn, der die Grenze bildete. Allerdings musste man dabei über einen steilen Felsabhang klettern, was mir für unsere meist alten und gebrechlichen Flüchtlinge unmöglich erschien.

Auf der Heimreise erfuhr ich in München, dass zu Hause für mich der Wiedereinberufungsbefehl zur Wehrmacht liege. Damit war zwar ich selbst dem Zugriff der Gestapo entzogen, aber für die Juden konnte ich nichts mehr tun.

Quelle: Hermann Diem, *Ja oder Nein. 50 Jahre Theologie in Kirche und Staat*, Stuttgart: Kreuz Verlag, 1974, S. 130–134.